Blätter für Scherz und Ernst.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

№ 68. Mittwoch den 25. August. 1841.

Wiedervergeltung.

(Erzählung aus der Gegenwart. Von Carl Müller.)

Erster Abschnitt.

1805 – 1806.

(Fortsetzung.)

2. Der Spaziergang.

In des Mantels dichte Falten gehüllt, wanderte Hermann zum Thore hinaus. Der Schnee knisterte so widerspenstig und keck unter seinen Füßen, der Nachtwind sauste so hohl in den ausgereckten kahlen Aesten der Bäume, fast kein Sternlein zeigte sich am trüben Himmel, von welchem in spärlichen zarten Flocken noch mehr Schnee herabkam. Ueber der weiten Fläche des Thales lag ein düsteres unheimliches Schweigen, nur dann und wann unterbrochen von dem heiseren Geschrei der Krähen, welche in den benachbarten Aeckern Nahrung und Zeitvertreib suchten. Auf dem Eise des Flusses war das fröhliche bewegte Leben erstorben, das in den Tagesstunden Jung und Alt zu rüstiger Bewegung und frohem Scherz dorthin gezogen, und das Geplauder der Mühlen am Uferrande tönte nicht herüber in der Stille des Abends. Solche trübe Abende, an welchen alle schaffende und thätige Kraft der Natur schlafen gegangen zu seyn scheint, sind zu einer ernsten Betrachtung am günstigsten, sobald sich unser Auge und Gemüth erst an die öde Umgebung gewöhnt haben. Nichts Aeußerliches zieht die Aufmerksamkeit von der bestimmten Richtung unserer Gedanken ab, und keine lachenden Bilder erregen unsere Phantasie zu sanguinischen Hoffnungen. Der Ernst, der in den Dingen außer uns sich zeigt, wirkt auch wieder zurück auf unsern praktischen Geist und fesselt uns mehr an die Realität, ans Materielle, — ein Gemüthszustand, der manchmal von wesentlichem Einflusse auf unsere Zukunft ist.

Seinen Gedanken nachhängend und mit denselben den Rath prüfend und verfolgend, den ihm sein Freund Ludwig letztlich gegeben, schritt er in tiefem Sinnen auf der Heerstraße fort, die aus dem weitgesprengten Thale in die nachbarlichen bewaldeten Berge führte. Dort auf der Höhe des ersten Berges wollte er Blick und Schritt zurückwenden nach der Stadt, die mit ihren weißen Dächern und erleuchteten Fenstern aus der Mitte des Thales heraufglänzte. Auf der Hälfte des Berges lachte zwischen Rebengeländer und schönen Obstgärten eine kleine Villa aus dem schwerfälligen schnörkeligen Baustyle der Zeit Ludwig's XIV., einst Lusthaus und Erholungsort des Vaters des letztverstorbenen Landesherrn, der darin manche für Staat und Land nützliche Erfahrung gemacht, manch' bedeutungsvollen Entschluß gefaßt und ins Leben übergetragen — verwirklicht, verkörpert hatte. Die innere Einrichtung des Landhauses war, wie die äußere im prunkenden kostbaren Ungeschmacke des 17. und 18. Jahrhunderts und mit verschwenderischem Luxus getroffen worden; Jedermann rühmte die Schönheit und gediegene Eleganz der Gemälde und Utensilien, Jedermann war entzückt von der reizenden Aussicht, welche man von der Terrasse der Villa aus genoß. Dies Alles jedoch schien von dem verstorbenen Landesherrn nicht beachtet worden zu seyn; aus einer Grille, wie sie bei manchen Sterblichen vorkommt, hatte er eine Apathie und Antipathie gegen jenen reizenden Punkt gefaßt und in einer Anwandlung von besonders gnädiger Laune die Villa sammt dem dazu gehörigen Areal einem seiner verdientesten Staatsdiener, dem Großvater unsers Hermann geschenkt. — Es ist eine schon oft gemachte Erfahrung, daß in den höhern Ständen und besonders in den Dynastenfamilien die Söhne selten den Geschmack ihrer Väter theilen. Die herrlichsten Parks, die prächtigsten Gebäude stehen in der Regel leer, weil die jüngere Generation nun selbst wieder neue Palläste und Schlösser baut, welche ihre Nachkommen zerfallen und veröden lassen. Was mag wohl der Grund davon seyn? Ist es etwa ein Memento mori für die jüngere Generation, was sie aus den Hallen ihrer Väter verscheucht? Ist es der launisch-wechselnde Geschmack der Zeit, welcher sie verleitet, andere Palläste zu bauen, welche vor dem ästhetischen Sinne der Nachwelt eben so wenig Gnade finden, als die ihrer Vorfahren vor dem ihrigen gefunden? Oder endlich, ist es die ahndende Hand des rächenden Schicksals, welche diese stolzen Prachtgebäude zusammenstürzt, weil sie vielleicht der Ueppigkeit, der Eitelkeit, der Verschwendung ihren Ursprung verdanken; setzt nur darum die Zeit in ihnen ein Denkmal mit der verschwiegenen aber doch so lesbaren Devise: Vanitatum vanitas!? Lassen wir diese Fragen unbeantwortet. Soviel ist indeß gewiß, daß in manchem kleinen Staate eine verhältnißmäßig große Anzahl von Schlössern und Pallästen, die jetzt größtentheils kaum mehr als äußerlich erhaltene Ruinen, im Innern aber wahre Rumpelkammern sind, dieser baulustigen Impietät ihren Ursprung verdanken und in längst vergangenen Zeiten manchen sauren Schweißtropfen des Volks verschlungen haben! — Doch zurück zu unserer Erzählung. In diesem Landhause hatte der Vater Hermann's seine schönsten Jugendjahre verlebt, und noch in spätern Jahren hatte er den Verlust desselben am schmerzlichsten gefühlt unter allen materiellen Verlusten, welche ihn betroffen. Wie wir oben bemerkten, der Geschmack der Väter ist selten der der Söhne; und so lieb und werth auch dem Großvater und Vater Hermann's dieser Punkt gewesen, so wenig befriedigte er den Geschmack und die Anforderungen seiner Oheime und Vettern. Früher hatte die Familie das ganze Jahr hindurch draußen in der freien schönen Natur gelebt und Winters fast noch lieber als im Sommer, da ein trüber Wintertag in den finstern hohen Straßen der Stadt bei weitem melancholischer ist, als wenn man die zu allen Jahreszeiten schöne Natur vor sich hat und weder vom Schmutz der Gassen noch von der miasmatischen Ausdünstung so vieler Tausende belästigt wird. Die jetzige Generation begnügte sich, die freundlichen hellen Räume während des Sommers und Herbstes nur etliche Male zum Schauplatz der Feste zu machen, zu welchen ihre hohe Stellung im Staat sie verpflichtete, und die übrige Zeit hauste nur ein alter Diener mit etlichen Hunden

da draußen. Die schönen Anlagen des Gartens, die vom Großvater mit soviel Geschmack angelegten Boskette und Baumschulen verwilderten, und nirgends am ganzen Besitzthum erblickte man mehr jenen stillen Reiz der Häuslichkeit, jene idyllische Behaglichkeit, und jenen Comfort, jenen Nimbus der Humanität, welcher stets um den Sitz einer würdigen zahlreichen Familie sich lagert.

„Armer Vater!" seufzte Hermann, „wie oft hast Du mit feuchten Augen nach diesem Dache und jenem Nebengebäude geblickt, wo Du die Spiele Deiner Jugend gespielt, die seligsten Freuden der Kindheit genossen hast! Welch' bittern Kummer müßte es Dir jetzt machen, wenn Du sähest, wie schrecklich gleichgültig und schonungslos Deine Brüder und Neffen mit diesem Orte umgehen, an welchen die seligen Jugenderinnerungen ihnen doch wenigstens einige Anhänglichkeit hätte geben sollen! Kaum daß sie noch das Nothdürftige aufwenden, um die Gebäude nicht zu Schutthaufen zusammenstürzen zu lassen! — Vermesset Euch nicht allzusehr! es wird eine Zeit kommen, wo Ihr vielleicht froh seyn würdet, wenn Ihr Eure Schande in diesen heitern Räumen bergen dürftet!" Noch einen wehmüthigen Blick warf er auf Garten und Haus, und kletterte dann die abschüssige Straße nach dem Plateau des Berges weiter hinan. Bald war er oben; im ungewissen Lichte des matten Mondes, der seinen Wolkenschleier zurückgeschlagen hatte, lag die Landschaft vor ihm: das weite Thal zwischen den bewaldeten Höhen, in der Mitte die Stadt, an den Bergwänden, in den Schluchten des Thales freundliche Dörfer, welche grau und dunkel aus der weiten Decke des Schnee's emportauchten und nur hie und da ein Lichtchen schimmern ließen, der mäandrische Fluß mit seinem dunkeln Eisspiegel und den finstern gespensterhaften Büschen zu beiden Seiten, — Alles verklärt und verschönert durch das Auge der Liebe und Pietät, mit welchem Hermann die ganze Aussicht übersah. Die Helle der vielen tausend Lichter, welche die Vaterstadt verklärte, erschien unserm Hermann wie eine Glorie, wie ein Heiligenschein, und erschütterte ihn tief, wenn er an ein Scheiden von der Heimath dachte. — „Ja, ich fühl's!" rief er aus, „ich fühle deutlich, daß ich einen großen Entschluß fassen muß, wenn ich von dir scheiden soll, du liebliches wonnevolles Thal! Es wird mir fast unmöglich werden, aber ich weiß jetzt, daß ein Scheiden nöthig ist. Will ich einen Wirkungskreis, ein Feld für meine Thätigkeit gewinnen, so muß ich der heimatlichen Scholle Lebewohl sagen, muß mich in die Fremde hinaus wagen! Seltsame Kraft, die mich noch an diesen Fleck der Erde bannt, wo kein engeres, innigeres Band mich mehr zurückhält! Ist es etwa der Geist meiner theuren Eltern, der diese Liebe zum heimathlichen Boden in mir so kräftigt und grünen läßt, oder ist es nur Schwäche, nur Mangel an Muth, mich im Gewühl der fremden Welt umzutreiben, was mich noch an die Scholle fesselt?" Stumm und mit überquellenden Augen stand er noch eine Weile, da glaubte er das Gewimmer eines Menschen in der Nähe zu vernehmen. Er lauschte gespannt, bis der schmerzliche Ton sich wiederholte, ihm die Richtung andeutete, in welcher der Leidende liegen mußte. Es war eine unheimliche Situation für Hermann, sich nicht allein zu wissen, in dem nächtlichen Dunkel des Waldes, auf einem selten betretenen Seitenwege und zu einer Zeit, wo in Folge des jahrelangen Krieges eine Menge schlechten Gesindels trotz der schärfsten polizeilichen Maßregeln die persönliche Sicherheit gefährdete; aber der junge Arzt dachte im jetzigen Augenblicke an keine Furcht, sondern nur auf Rettung des Verunglückten, und schritt nach der Seite hin, von wo her der Klageton erschollen war. Zwischen kahlen Haselstauden lag im tiefen Schnee eine menschliche Gestalt zusammengekauert, winselnd vor Frost. Nur wenige spärliche Lumpen deckten, soviel sich beim falben Schimmer des Mondes erkennen ließ, den Unglücklichen.

„Was macht Ihr da, guter Freund?" fragte der Arzt theilnehmend, indem er sich zu dem Armen herabbeugte.

„Pitié! ayez pitié!" stöhnte es zurück.

„Wer seyd Ihr? Was fehlt Euch?" fragte Hermann in französischer Sprache und ergriff die Schulter des Armen, um ihn empor zu richten, was ihm nach einiger Anstrengung auch gelang.

„Ein armer Savoyardenknabe!" lautete die klägliche Antwort des fast Erstarrten, der sich mit klappernden Zähnen schüttelte vor Frost und kaum auf den Beinen zu stehen vermochte."

Nie haben wir ein lebhafteres Mitgefühl für fremdes Unglück und Leiden, als wenn wir uns unseres eigenen gedrückten Zustandes selbst recht bewußt sind; der Arme ist ohnedies mitleidiger und bereitwilliger zur Hülfe, ohne Rücksicht auf sein eigenes Elend. Für Hermann war es genug zu wissen, daß er einen Mitmenschen vor sich habe, dessen trauriger Zustand dringende Hülfe erheische. Er hing den Mantel um die fast nackten Schultern des Armen, drückte ihm seine warme Pelzmütze auf den Kopf, und bekleidete dessen bloße Füße mit den Filzschuhen, welche er über den Stiefeln trug, nahm ihn dann beim Arme und stützte ihn, so gut es gehen wollte, beim mühsamen Vorwärtsschreiten.

„Was fehlt Dir, mein Kleiner?" fragte er nach einer Weile in seiner Muttersprache den Jungen. — „Wo fühlst Du Schmerzen?" Statt der Antwort deutete der Junge auf seine Füße und stöhnte kläglich; nach zwanzig Schritten drohte er umzusinken, und ward nur noch von Hermanns Arm aufrecht erhalten. Es schien ihm unmöglich, weiter zu gehen, und Hermann wußte keinen andern Rath, als daß er den Unglücklichen auf den Rücken nahm und weiter trug. Allein dieses seltsame Transportmittel war zu anstrengend für den jungen Arzt, und er vermochte seine Bürde nur bis zum Landhause seines Oheims zu tragen, wo er mit vieler Mühe um Geld und gute Worte einen kleinen Schlitten borgte, auf welchem er den armen Savoyarden bis zu seiner Wohnung brachte.

Im gewärmten Zimmer beim Schein der Lampe betrachtete er jetzt den vom Tode des Erfrierens Geretteten. Es war ein Junge von etwa 18 Jahren, von angenehmen Gesichtszügen, ziemlich großer Statur, aber von Elend, Hunger und Kälte fast zum Skelett abgezehrt. Hermann entledigte den Armen der wenigen Lappen, die ihn kaum nothdürftig bedeckten, gab ihm Wäsche und legte ihn zu Bette. Eine kräftige Suppe und etwas warmer Wein vertrieben die tödtliche Kälte aus dem abgezehrten Körper des Armen und versenkten ihn in tiefen Schlaf, während dessen der mitleidige junge Arzt die Beine des Armen untersuchte. Die Füße waren mit Geschwüren und Beulen bedeckt, die Beine von den Strapazen des Marsches auf eine schreckliche Weise angeschwollen, so daß eine sorgfältige dauernde Kur höchst nothwendig und unaufschiebbar schien. —

„Armer Junge," sagte Hermann, „um wie viel unglücklicher als ich bist Du, ich will nicht mehr murren, sondern mich gerne gedulden, bis sich mir bessere Aussichten zeigen, denn an Dir kann ich lernen, was Unglück und was Demuth sey. Ein Glück war's noch, daß ich gerade diesen selten befahrenen Weg einschlug; sonst hätte nichts Dich vor dem Tode des Erfrierens retten können. Ich will Dich aber auch ganz retten, soweit es in meinen Kräften steht." Zufrieden mit sich selbst und im Hochgefühle seiner guten That legte er sich auf den harten Sopha und schlief besser als je, — besser als seine reichen Vettern in Daunenbetten und auf Seidenpfühlen. —

---

3. Der Savoyarden-Knabe.

Der junge Arzt hatte schon mehrere Stunden gearbeitet, als der Kranke endlich aus seinem erquickenden Schlafe erwachte, und staunend um sich blickte, gleich als könne er nicht begreifen, wie er hieher gekommen sey. Die braunen Augen des Knaben begegneten endlich mit dem Ausdrucke des tiefsten Danks und der innigsten Freude dem Blicke seines Pflegers, welcher, erfreut über den günstigen Einfluß, welchen seine sorgsame

Pflege auf den Jungen geäußert, ihn freundlich fragte: „Wie befindest Du Dich jetzt, Kleiner? Fühlst Du Dich kräftiger?"

„Mir ist ganz wohl," versicherte der Junge, „ich habe geträumt, ich sey draußen im kalten Schnee und Winde eingeschlafen und ein freundlicher Engel habe mich auf den Schultern in eine warme Stube gebracht und mich gespeist. Der freundliche Engel sind Sie, mein Herr! Gott lohn' es Ihnen tausendfach."

„Woher kommst Du denn, mein Junge?" fragte Hermann weiter, indem er dem Kleinen seinen Antheil an der Morgensuppe hinbot.

„Ich komme von Wien, mein Herr!" entgegnete der Kleine; „schon seit sechs Wintern war ich und meine kleine Toinette, mein Aeffchen, weit herumgezogen in Frankreich und in Welschland, und in Deutschland und Ungarn; ich hatte viel, viel Geld, achtzig Thaler, erspart und wir waren reich, meine kleine Toinette und ich, denn Toinette hatte ein neues Röckchen von rothem Fries mit Goldborten und ein Hütchen mit Federn, und ich hatte Kleider für den Sonntag und zwei neue Hemden und neue Schuhe; da dachte ich heimzukehren in meine schönen Berge, zu meinen Eltern, und meinen Reichthum mit ihnen zu theilen, daß sie sich könnten eine Kuh kaufen oder einige Ziegen oder ein paar Schweinchen; Toinette hätte ich meinem jüngern Bruder gegeben, daß er auch mit ihr wäre hinausgezogen, und hätte mir einen Leierkasten gekauft oder bei meinem Pathen das Siegellackmachen gelernt, — dann wäre ich wieder hinausgegangen in die weite Welt, um reich zu werden; — aber jetzt ist Alles hin. Wie ich etliche Tage von Wien weg war, da kam ich Abends zu einem Feuer auf dem Felde — da waren Heiden, Zigeuner, die kochten und brieten: sie erlaubten mir, mich an ihrem Feuer zu wärmen, mein Brod bei ihnen zu essen und von ihrem Wasser zu trinken; und ich blieb bei ihnen, um die Zehrung zu ersparen; aber in der Nacht, als ich auf einem Haufen Reiser schlief, da haben sie mir Alles genommen — Alles: meine Hemden und mein Geld, meine neuen und meine alten Schuhe und meinen schönen Hut und die neue Jacke von Toinette. Als ich Morgens erwachte, waren sie fort, weit fort, und ich war arm und hungrig. Nur meine Toinette war noch bei mir; sie saß auf meiner Schulter und war so traurig wie ich, daß sie ihre warme Jacke verloren hatte. Seither bin ich immer ärmer geworden, denn die bösen Bauern dort d'rinnen geben unser Einem nichts, weil wir nicht ihre Sprache reden und weil sie uns für Heiden halten, wie die schwarzen diebischen Zigeuner. Sie haben große Hunde an ihren Häusern, welche an langen Stricken um die Häuser laufen und Niemanden zulassen, und wie ich eines Tags auf ein Haus zu wollte, mir ein Stückchen Brod zu erbitten gegen meinen Hunger, da sprang der häßliche Hund herbei und erwischte meine arme Toinette und biß sie in's Genick, daß sie blutete. Da nahm ich einen großen Stein und schlug den Hund auf seine blutige Schnauze, daß er nicht mehr bellte und biß, aber die Leute kamen und prügelten mich und brachten meine arme Toinette um. Das liebe Thierchen, wie es mich liebte, und wie geschickt es war!! — Es tanzte Menuet und Sarabande, wenn ich pfiff, und exercirte wie ein Musketier, schlug Räder und Burzelbäume, hing sich an seinem Schweife auf, und trommelte. Ach, wie schade um das arme liebe Thierchen! — Dann war ich ganz arm und hatte gar nichts mehr; weil mir Toinette fehlte, gab mir Niemand mehr etwas; man schlug mich und ließ mich hungern, man schimpfte mich und wies mir die Thüre, ich dachte sterben zu müssen vor Hunger und Kälte. In den Städten steckten sie mich in einen Kerker, weil ich um Brod bat, in den Dörfern hetzten sie die Hunde auf mich; es war so kalt und ich hatte keine Schuhe mehr und keinen Hut und keine Hemden. Meine Füße wurden wund von dem scharfen Eise, meine Kniee schwollen an von dem vielen Gehen, ich ward krank und fiel auf der Straße zu Boden, da nahmen sie mich und trugen mich in ein großes Haus, das hießen sie ein Lazareth; da verbanden sie meine Füße und legten mich in ein Bett, aber die Aufwärter schlugen mich und die Andern stahlen mir mein Brod, wenn ich schlief; und als ich endlich einem Andern das Brod wieder nahm, das er mir gestohlen, schalten sie mich einen Dieb, steckten mich in ein vergittertes Loch und schlugen mich mit Stöcken; allein eines Morgens, als Einer der Krankenwärter nach mir sehen wollte, entsprang ich hinter seinem Rücken und entkam. Seitdem bin ich immer gelaufen — weit — weit — fünf Tage lang, daß sie mich nicht mehr einholen sollten und wieder schlagen. Die Bauern ließen mich in ihren Ställen schlafen und gaben mir Milch und Brod und Kartoffeln; aber meine Füße wurden immer schlimmer und gestern konnte ich nicht mehr stehen, deshalb legte ich mich in den tiefen Schnee und bat den lieben Gott, er solle mich doch nicht sterben lassen im fremden Lande, wo meine Eltern und meine Brüder und meine Schwestern nichts von mir wüßten, wo der Herr Curé mir nicht Beichte abhören und die letzte Oelung geben könne. Ach! ich wollte noch einmal hin nach den schönen Bergen meiner Heimath, nach dem kleinen Häuschen am Hügel, wo meine Mutter wohnt und meine Schwestern und meine Ziegen und Dragon, der treue Haushund, und der liebe Gott erhörte mich und sandte mir seinen Engel in Ihnen!" —

Gerührt blickte der Arzt auf den Armen, der mit einem Ausdruck religiöser Schwärmerei oder Begeisterung die gefalteten Hände an die Brust drückte und bald gen Himmel, bald auf seinen Retter blickte. Das Unglück dieses Knaben ergriff ihn wunderbar durch den Gleichmuth, mit dem derselbe all' dieses Leid erzählte, gleich als glaube er, es habe nicht anders kommen dürfen.

„Wie heißt Du denn, mein Kleiner?" fragte Hermann weiter, „und wer sind Deine Eltern? wo sind sie?"

„Ich heiße Pierre," entgegnete der Knabe, „und mein Vater heißt Aubert Lanfranc; er arbeitet in den Steinsalzwerken zu Moutiers. Meine Mutter aber heißt Blanche und wohnt in einem großen Thale, eine Tagreise von Moutiers entfernt, man nennt es nur das Val de Doron, weil der Fluß, der unter unserm Hause hinfließt, auch Doron heißt. Je am ersten Sonntag eines Monats kommt mein Vater mit François und Louis, meinen Brüdern, von Moutiers, zu uns auf Besuch; sie kommen des Morgens vor der Frühmette an und bringen uns Salz und Fleisch und Wolle zum Verspinnen, und Abends nach dem Ave Mariaglöckchen gehen sie wieder, und nehmen Eier und Käse und Wollengarn mit, das die Mutter und die Schwestern gesponnen. Dann begleiten wir sie jedesmal bis nach Pont de Doron, und blicken ihnen so lange nach, bis sie nicht mehr zu sehen sind in den Bergen. Winters aber können sie nicht arbeiten in Moutiers und da bleiben sie bei uns und schnitzen Löffel und Teller aus Holz und flechten Matten aus Binsen, die die Kinder im Sommer sammeln, und Körbe aus Weiden, die auf unserer Wiese wachsen, aber an Pfingsten gehen sie wieder fort und kommen erst wieder, wenn wir Allerheiligen feiern."

„Wie alt bist Du denn, Pierre?" fragte Hermann weiter.

„Ich bin ein Jahr jünger als Claude, und Claude ist um ein Jahr jünger als Manon; Manon aber ist um ein Jahr jünger als Sarotte, welche um ein Jahr jünger ist als Francois und Louis, welche Zwillinge sind! Die Andern sind Alle jünger als ich und werden wohl auch nicht mehr zu Hause seyn."

„Du hast also wohl viele Geschwister?" forschte der Arzt.

„Ich habe drei Schwestern und sechs Brüder," versetzte Pierre.

„Wo sind denn die Andern außer Dir und Deinen ältesten Brüdern?"

„Claude mußte nach Paris, um Schornsteinfeger zu werden," sagte Pierre; „denn wissen Sie, wenn

Einer von uns Söhnen gefirmt ist, was der Bischof von Chambery thut, so muß er hinaus in die Welt, daß er sich sein Brod allein verdiene, denn die Eltern sind arm und der Kinder sind's so viele. Die ältern Schwestern bebauen das Feld und spinnen Wolle, die Knaben hüten die Ziegen und sammeln Binsen."

„Weißt Du aber nicht, wie viele Jahre Du alt bist? Kannst Du denn nicht lesen oder schreiben?"

„Die Mutter hat mir das nie gesagt, und schreiben kann im ganzen Dorfe nur der Herr Pfarrer!" entgegnete der Savoyarde; „der Vater war zu arm, um uns nach Pont de Doron in die Schule zu schicken, und Winters hätte Niemand dorthin gekonnt, weil das ganze Thal verschneit ist."

„Ja, es ist bekannt, daß für Volksbildung bei Euch nicht gesorgt ist," sagte Hermann weiter; „aber Du hast vielleicht Lust, es zu lernen? — Ja, sagst Du. Um so besser, dann wirst Du einsehen lernen, daß Dein bisheriges Leben eines Menschen nicht würdig ist, der Verstand und Thatkraft besitzt, im Gegentheil wird der Drang in Dir erwachen, durch irgend eine Handthierung mit Fleiß und Beharrlichkeit Dir einen Unterhalt zu erwerben. Ich will versuchen, Dich lesen und schreiben zu lernen, denn ich werde Dich nicht in ein Lazareth bringen lassen, wie ich anfangs wohl beabsichtigte, weil ich in der Schilderung Deiner Leiden in dem früheren Lazarethe einige Wahrheit absehe; ich will mein Werk vollenden und nicht allein Dein leiblicher, sondern auch Dein geistiger und geistlicher Arzt und Helfer seyn! Ich will den guten Keim, der in Dir wie in jedem Menschen liegt, zu wecken und zu beleben suchen, denn in Deinem jetzigen Zustande und Leben müßte er untergehen im Elende oder Laster! — Fahre nur fort, mir Deine ganze Geschichte zu erzählen."

(Forts. folgt.)

Der President.

Es war zu Ohren mir die Schreckenspost gedrungen:
Das Schiff „der President", nach Albion beladen,
Sey, wie zu zweifeln nicht, vom Ocean verschlungen!
„Das königliche Schiff! jüngst noch an den Gestaden
„Der transatlant'schen Welt, der jungfräulichen, weilend,
„Zurück zur Heimath hin, im Fluge dann enteilend; —
„Verloren nun, versenkt tief in des Abgrunds Schooß,
„Welch ein entsetzliches, beweinenswerthes Loos!

„Welch grausenhaftes Bild! von den empörten Wogen —
„So hülf- und rettungslos, von aller Welt verlassen, —
„Im Nu mit Mann und Maus ins Nichts hinabgezogen!
„Wie mag der Muth da selbst, der würdigste, erblassen,
„Wenn aus dem Schlund hervor die Ungeheuer lauschen,
„Verderben kündigend heran die Wasser rauschen,
„Ein lautes Angstgeschrei die Scheidestunde grüßt,
„Dann plötzlich Alles schweigt und sich die Tiefe schließt!"

So dacht' ich, tiefbewegt, des traurigen Geschickes,
Das, jener Sage nach, das stolze Schiff betroffen;
Sein Ende war das Werk nur eines Augenblickes,
Denn eh' es noch erlag, stand ihm die Gruft schon offen!
Und ob sich Zweifel auch zuweilen wollten regen,
Es ist nun wohl gewiß, der Kühne ist erlegen;
Wie aber, wann und wo vom Schauplatz er verschwand,
Das ist allein nur Dem, der Alles weiß, bekannt!

Achenbach.

Miszellen.

Eine Bärenjagd in Norwegen. — Ein Ansiedler zu Hundningsvand begab sich mit seinem zwölfjährigen Sohn, der erste mit einer Axt, der zweite mit einer Flinte bewaffnet, auf die Jagd nach einem ungewöhnlich großen Bären, der sich, wie sie in Erfahrung gebracht, in der Nähe gezeigt hatte. Sie trafen bald auf ihn: der Sohn legte an und schoß, aber verwundete den Starken nur, ohne ihn zu tödten. Dieser hob sich auf die Hinterbeine und fuhr auf sie los. Der Vater führte mit aller seiner Kraft einen Schlag gegen ihn, allein die Axt drang nicht durch die dichtbehaarte Haut, und der Bär warf den Mann unter sich, faßte ihn im Rücken und trug ihn davon. Alles dieses geschah in wenigen Augenblicken. Als der Sohn, welcher von neuem zu laden bemüht war, sah, wie der Bär seinen Vater überwältigt hatte, verlor er seine Fassung. Anstatt sich zu einem neuen Schuß zu rüsten, fuhr er verzweifelt auf den Bären los und schlug ihn, so viel er nur vermochte, mit der Flinte, aber diese zersplitterte und er behielt nur den Lauf zurück. Der Bär schleppte inzwischen den Vater weiter, der jedoch nicht die Besinnung verloren hatte, sondern mit seiner Axt, die er festhielt, unter dem Bauche des Bären ein Loch zu kratzen suchte, was ihm aber nicht gelang; der Sohn folgte nach und hämmerte mit dem Flintenlauf auf den Rücken des Bären. Endlich wurden ihm die gewichtigen Schläge zu häufig und fühlbar. Er ließ den Vater los und wandte sich mit furchtbarem Brüllen gegen den Sohn. Dadurch kam der Vater wieder auf die Beine und wollte seinem Sohn helfen, aber in demselben Augenblick gab der letztere dem Bären einen mächtigen Schlag über die Nase, der zur Folge hatte, daß der Bär auf die Seite sprang und in den Wald lief. Auf diese Weise wurden sie gegen ihn gesichert. Der Vater hatte, da er mit einem dicken Pelz bekleidet war, von den Bissen des Bären keinen Schaden gelitten. — Am folgenden Tage gingen Vater und Sohn aufs neue aus, diesesmal jeder mit einer Flinte bewaffnet, und trafen wieder auf den Bären, der nun von dem Sohn durch den ersten Schuß erlegt wurde.

Das Londoner Court Journal schreibt aus Florenz vom 24. Juli: Zwei Söhne des Lord Aldborough, der eine Villa in der Nähe von hier bewohnt, kamen vor einigen Tagen in heftigen Streit, kehrten aber scheinbar versöhnt nach Hause zurück. Am nächsten Tage gingen sie mit einander auf die Jagd. Der jüngere, achtzehnjährige Bruder, von Groll erfüllt gegen den älteren, dreiundzwanzigjährigen, zielte, als ein Vogel aufflog, auf seinen Bruder; da er ihn aber nur unbedeutend verwundete, zog er eine Pistole und schoß ihm von hinten eine Kugel in den Nacken. Der Brudermörder floh in einen Weinberg, wurde aber hier von mehreren Bauern ergriffen. Sie machten ihm Vorwürfe wegen seiner Gräuelthat und sagten, er komme wenigstens auf die Galeeren. Er aber erwiederte: „Nein, nein, danke; auf die Galeeren komme ich nie," zog alsbald eine zweite Pistole, drückte sie in den Mund ab und blieb auf der Stelle todt. Der Leichnam des Bruder- und Selbstmörders blieb noch mehrere Stunden liegen; der ältere Bruder, der gefährlich verwundet war, wurde zu dem Vater gebracht. Dieser, von dem Tode des Jüngern noch nicht unterrichtet, rief alsbald aus: „Wenn der unnatürliche Missethäter dem Galgen entgeht, ist es meine Schuld nicht." Am nächsten Tage erzählte der Vater vor seiner Abreise nach Livorno seinem Bankier mit großer Selbstbeherrschung das unglückliche Ereigniß. Der Leichnam des Selbstmörders wurde auf geweihtem Boden bei Fackellicht begraben; nur der Geistliche und der Sakristan waren zugegen. Der Verwundete ist noch nicht außer Gefahr.

Während des diesjährigen Dresdener Vogelschießens wurden allein für 1500 Thaler an Kuchen verkauft, und 200 Schweine mußten zu dem großen dort charakteristischen Bratwurst-Zwecke ihr Leben opfern.

Eine Eisenhütten-Compagnie bei Charleroi hat die Lieferung von 34 Millionen Pfund Eisenbahn-Schienen nach Schlesien übernommen.